

Warum entstand dieser Wettbewerb und dieses Buch ?

Das Firmenmotto "Wir erden die Cloud" und das runde Jubiläum, waren der Anlass den SpaceNet Award ins Leben zu rufen.

Der Begriff „Cloud“ wird von Fachzeitungen fast täglich erwähnt, doch wer weiß was eigentlich dahinter steckt, was die Cloud für Vorteile bringt oder auch welche Gefahren. Der Kreativ-Wettbewerb hatte dazu beigetragen, dass sich die Menschen mit „der Cloud“ auseinandersetzen, sich darum Gedanken machten und sich dem Thema annähern. Was kann die Cloud? Was bringt mir die Cloud? Was verändert die Cloud?

Alle Ideen wurden in einem kreativen Kunstwerk eingefangen und umgesetzt. So entstand die Idee zum Buch!

Titel: Der Wunsch nach Wolken

Autor: Pauline Weinberg,

Wir waren Tage unterwegs. Die Hitze hatte uns ausgetrocknet. Sie war gnadenlos über uns hergefallen. Genauso wie die Flugzeuge die vor ein paar Tagen unser Dorf zerstört hatten. Sie kamen unvermutet und plötzlich. Sie hatten Brandbomben abgeworfen. Alles hatten sie abgebrannt, vernichtet. Nur Ich und ein paar Familien, darunter auch meine, hatten fliehen können. Seitdem liefen wir. Es gab Gerüchte, das die Maschinen aus Mogadischu gekommen waren. Somalia war nun mal nicht das sicherste Land. Wir trauten uns nicht mehr zurück, aus Angst wir müssten unser Dorf vernichtet sehen. Doch die meisten wollten auch nicht weiter gehen. Und so hatte sich unsere Gruppe geteilt. Ich war ohne meine Familie weitergegangen. Sie brauchten mich nicht, das wusste ich. Ein zwölfjähriges Mädchen war eben nur Last für sie. Meine Mutter war sowieso schon mit meinen jüngeren Geschwistern überfordert. Als Abschied durfte ich meine Haare aufmachen. Ich durfte sie nie aufmachen. Meine Mutter hatte sie geflochten und seitdem wurden sie nicht mehr aufgemacht. Sie waren verfilzt und hingen in schwarzen Strähnen um mein dunkles Gesicht. Und trotz der dunklen Haut hatte ich hellblaue Augen. Deshalb nannte man mich Malaika, der Engel.

Wir liefen über die staubige Erde. Der Boden hatte schon Risse von der Dürre und man sah kaum ein Tier. Die Sonne ließ die Luft flimmern. Meine Zunge klebte an meinem Gaumen, genauso wie die Kleider an meinem Körper. Meine Lippen waren aufgesprungen und rau. Wir hatten kein Wasser. Alle liefen sehr langsam und schleppend. Viele waren hingefallen und nicht mehr aufgestanden. Meine Füße schmerzten. Aus meinen Sandalen waren die Sohlen herausgebrochen und ich lief meine Füße wund. Mein Durst war unerträglich geworden und der Staub den wir vom Boden aufwirbelten machte alles nur noch schlimmer. Doch immer wenn ich dachte, dass es vorbei sei und ich hinfallen müsste, blickte ich in den Himmel. Obwohl er klar war und die Sonne brannte kam immer in diesem Moment eine Wolke vorbei. Meist nur ein kleiner, schneeweißer Wolkenfetzen, aber sie machte mir Mut und erinnerte mich daran niemals aufzugeben. So wie es mein

Onkel gesagt hatte. Er hatte mich immer bei sich aufgenommen wenn ich nicht nach Hause gehen wollte. Er hat meinen Geschichten zugehört und meinen Wunsch kannte auch nur er. Er hatte gesagt es ein besonderer Wunsch und ich dürfte ihn an niemanden weitererzählen. Ich solle darauf warten bis er in Erfüllung geht. Auch er war es gewesen der uns aus unserer Hütte geholt hatte als die Bomben fielen. Er hatte uns gerettet und dafür sich selbst geopfert. Bei diesen Gedanken wären mir Tränen in die Augen gestiegen. Doch ich konnte nicht noch mehr Flüssigkeit verbrauchen. Die Landschaft veränderte sich nicht. Hin und wieder tauchte ein vertrockneter Baum auf. „Wo laufen wir hin?“ fragte ich einen Mann neben mir. Es fiel mir schwer zu sprechen. Er zuckte die Schultern. Ich seufzte. Niemand würde es wissen. Der Durst stach in meiner Kehle und mir wurde schwindelig. Ich kniete mich auf den Boden. Die Steine waren heiß und staubig. In den Rissen krabbelten Käfer. Oder waren es Skorpione? Vor meinen Augen verschwamm der Boden. Ich merkte die stechenden Kopfschmerzen jetzt viel deutlicher. Ich legte meinen Kopf in den Nacken und schaute nach oben. Verschwommen konnte ich die Umrisse von Geiern erkennen. Oder nein, diese Vögel waren kleiner. Es waren Vögel die in der Nähe von Wasserstellen lebten. Hoffnung durchströmte mich. Hoffnung auf die Rettung. Ich versuchte mich zu konzentrieren. Langsam streckte meinen Finger aus und deutete auf die Vögel. Mein Finger zitterte. Doch die anderen wussten auf was ich sie aufmerksam machen wollte. Sofort liefen sie los. Ohne mich. Sie ließen mich sitzen. Zuerst fühlte ich mich verraten, doch insgeheim wusste ich, dass jeder nur sein eigenes Leben retten wollte. Mühsam raffte ich mich auf. Alles drehte sich. Doch irgendwie erreichte ich den See dann doch. Ich kroch ans Ufer und fühlte den Matsch unter mir. Meine Finger gruben sich in ihn. In die nasse Erde. Dann trank ich. Ich hatte noch nie soviel getrunken wie in diesem Moment. Ich spürte wie mein Körper von neuem Leben erfüllt wurde. Ich tauchte ganz in das kühle Nass ein. Meine vertrocknete Haut sog die Feuchtigkeit in sich auf. Es war ein wunderbares Gefühl. Ich schaute zum Himmel und entdeckte sie. Eine kleine, schneeweiße Wolke schwebte über meinen Kopf hinweg. „Danke.“ Flüsterte ich. Mein Wunsch war zu einer Wolke zu werden. Zu einer freien Wolke. Sie konnte über alles und jeden hinwegschweben. Sie war leicht, und trotzdem voller Wasser. Sie war weich und wunderschön. Ich wünschte mir sie mehr herbei wie alles andere. Früher hatte man mich gefragt was ich werden wolle. Ich sagte ihnen eine Wolke. Dann hatten sie gelacht und gesagt ich solle mal auf dem Boden bleiben. Ich hasste den staubigen Boden. Die heiße Erde. Die glühenden Steine. Mein Onkel hatte einmal gesagt: Engel sind Wolken. Frei und wunderschön.“ Ich hatte geantwortet, dass Engel doch auf Wolken sitzen würden und dass sie von dort alles sehen würden. Da hatte er gelächelt und gesagt, dass alles möglich ist und, dass man die Wolken nicht unterschätzen sollte, denn insgeheim wäre jedes Wesen ein Engel. Ich hatte es ihm geglaubt. Ich sah jeden und alles als Engel und so fingen auch die Menschen und Tiere an mich als Engel zu sehen. Doch ich hatte ihnen allen gesagt ich wäre kein Engel sondern eine Wolke. Da haben sie alle immer gelacht. Meine Eltern wollten das nicht, ihnen war es peinlich, und so verboten sie mir etwas Derartiges zu reden. So schwieg ich. Nur mit meinem Onkel redete ich und erzählte ihm von den Wolken die ich beobachtet hatte. Ich hatte früher immer die Wolken beobachtet. Manche waren schnell vorbeigezogen, die anderen sich fast gar nicht bewegt. Ich wünschte mir Tag für Tag eine dieser Wolken zu sein. Stattdessen saß ich auf dem harten erdigen Boden. Er hielt mich fest. Ließ mich nicht zu den ihnen hinauf. Einmal als ich Fieber hatte und geträumt habe, saß ich auf einer Wolke. Sie ließ mich laufen wenn ich wollte und fliegen wenn ich wollte. Das tat der Boden nicht. Er ließ mich nicht weg. Er zog mich zurück. Hielt mich gefangen. Genau wie jetzt. Ich trat aus dem Wasser und spürte wie der Boden mich ansaugte. Die anderen waren noch im Wasser und tranken. Ich schaute mich um und entdeckte Gras und Bäume. Beides in einem saftigen Grün. Ich lief hin und legte mich auf den Grasflecken in den Schatten des Baumes. Ich dachte nach und sah dabei der kleinen Wolke zu, die über den Himmel schwebte. Mein Onkel hatte mir einmal erzählt, dass sich Wolken wie Wasser sein würden. Ich lief zu einem Fluss und sah in das Wasser. Die Wasseroberfläche spiegelte mein Gesicht wieder. Nicht nur das,

sondern auch den Himmel über mir. Zuerst verstand ich nicht was mein Onkel gemeint hatte, doch als ich ein paar Tage später mit ihm baden ging merkte ich es. Das Wasser ließ einen frei. Es zwang einen zu nichts. Nur das man auftauchen musste um Luft zu holen. Ich liebte meinen Onkel wie sonst keinen Menschen. Weil er mich verstand. Er konnte mir zuhören ohne mich zu unterbrechen. Und als er vor ein paar Tagen in unsere Hütte gestürmt kam, und geschrien hat, dass alle raus müssten hatte er mir noch zugeflüstert: „Wir sehen uns auf der Wolke, Malaika.“ Ich wusste nicht was das heißen sollte aber nickte nur während er mich aus dem Dorf zerrte. Jetzt liefen mir Tränen über die Wangen. Ich sah noch einmal in den Himmel, doch die Wolke war verschwunden. Stattdessen tauchten jetzt kleine Punkte am Horizont auf. Langsam richtete ich mich auf, ohne die Punkte aus den Augen zu lassen. „Schaut mal.“ Rief ich zu den anderen, die immer noch im Wasser waren. Ich zeigte auf die Punkte, die immer näher kamen. Alle schauten auf sie und plötzlich konnte ich in den Gesichtern den blanken Schrecken erkennen. Ein Mann bestätigte meinen Verdacht. Er schrie: „Versteckt euch!“ Es waren die Flugzeuge. Sie kamen zurück. Aber warum? Und wo sollten wir uns verstecken. Die meisten rannten aus dem Wasser und suchten zwischen den Felsen Schutz. Andere versuchten im Wasser unterzutauchen. Ich stand unschlüssig unter dem Baum während die Flugzeuge stetig näher kamen. Ein kleiner Junge rannte als letzter hinter einen der Felsen. Ich kletterte auf die morschen Äste des Baumes und hoffte sie würden mich nicht entdecken. Mittlerweile konnte man sie schon genau erkennen. Sie waren weiß mit schwarzen Nummern auf der Seite. Es waren genau die gleichen Maschinen, die die Bomben auf unser Dorf abgeworfen hatten. Ich hörte ihr summendes Geräusch. Ich roch ihr stinkendes Abgas. Ich schloss meine Augen. Und... Sie ratterten über meinen Kopf hinweg. Ich atmete auf und mit mir alle anderen. Sie kamen aus ihren Verstecken und liefen wieder zum Wasser. Ich kletterte von dem Baum und sprang ins Gras. Plötzlich hörte ich sie zurückkommen. Ich drehte mich um und sah wie sie einen Bogen flogen und genau auf uns zu steuerten. Ich war nicht die einzige die sie wiederkommen sah. Schreie wurden laut. Ich blieb stehen, unfähig mich zu bewegen. Sie wurden immer schneller und schneller. Ich wusste auch warum. Ich taumelte zurück und fiel hin während sie über mich flogen. Ich sah die Bomben die sie abwarfen und plötzlich schien die Zeit still zu stehen. Ich erinnerte mich wie letzten Sommer die Bienen kamen. Sie schwärmten in unserem Dorf aus und stachen alles was sich bewegte. Es waren keine normalen Bienen. Es waren von Menschen gezüchtete Wesen, die viel aggressiver waren. Wir mussten viele Tage drinnen bleiben und durften nicht raus. Damals saß ich die ganze Zeit nur auf einem Stuhl und wartete. Es war ein schreckliches Warten. Man wusste nicht ob sich die Bienen für immer niederlassen würden oder ob sie weiterziehen würden. Und genauso wartete ich jetzt. Würden die Bomben mich treffen oder hatte ich eine Chance zu fliehen. In diesem Moment schlugen sie ein. Ich wurde von einer gewaltigen Macht nach hinten geschleudert und prallte hart auf dem Boden auf. Durch meine Beine fuhr ein unbändiger Schmerz und mein Kopf fühlte sich ganz dumpf an. Ich schrie, aber hörte meinen Schrei nicht. Mein Bauch zog sich krampfhaft zusammen und ich konnte keine Luft mehr holen. Ich keuchte und japste und schrie. Die Schmerzen waren unerträglich. Doch plötzlich hatten diese ein Ende. Ich wurde in eine dunkle Schwerelosigkeit gezogen, wie in dunkles, tiefes Wasser. Und dann... dann spürte ich es. Ich lag auf etwas weichem, sanften. Es hielt mich nicht fest sondern ließ mich frei. Es war wie ich es mir vorgestellt hatte. Es war wunderbar. Ich blinzelte und schaute in das lächelnde Gesicht meines Onkels.